

Unbedingte Universitäten

Unbedingte Universitäten

Was passiert?

Stellungnahmen zur Lage der Universität

diaphanes

Herausgegeben von

Johanna-Charlotte Horst, Johannes Kagerer, Regina Karl, Vera Kaulbarsch,
Johannes Kleinbeck, Elias Kreuzmair, Anouk Luhn, Adrian Renner, Anna Sailer,
Tillmann Severin, Hanna Sohns, Jennifer Sréter.

1. Auflage

ISBN 978-3-03734-124-7

© diaphanes, Zürich 2010

www.diaphanes.net

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: 2edit, Zürich

Druck: Pustet, Regensburg

Inhalt

Einleitung	9
Wien	
<i>Forderungskataloge</i>	31
Wiener Kollektiv	
Spät im Wintersemester	37
Robert Pfaller	
Der Kampf gegen die Fortentwicklung der Universität zur repressiven Attrappe	41
Gerald Raunig	
Im Modus der Modulation	55
Bielefeld	
<i>Offener Brief</i>	67
Wolfram Ette	
Gespräch über Gespräche	
Die Geisteswissenschaft und die Universität	71
München	
<i>Positionspapiere</i>	83
Marcus Coelen	
Verabschiedung der Universität	95
Ulrich Beck	
Welche Universität wollen wir?	103
Björn Quiring	
Die unsicheren Grenzübergänge der Philologien	109
Julian Nida-Rümelin	
Zur Aktualität der humanistischen Universitätsidee	121
Hamburg	
<i>Forderungen</i>	141
Karl-Josef Pazzini	
Universität weitertreiben. Thesen und Notizen	145
Nikolaus Müller-Schöll	
Die Zukunft der Universität	157

Bochum

<i>Resolution</i>	181
-------------------	-----

Paris

<i>Flugblätter</i>	187
Philippe Büttgen, Barbara Cassin	
Unbedingt performativ oder: Über die Universität	193
Plínio Prado	
Die Universität, das Selbst und der gegenwärtige Markt	209

Frankfurt/Main

<i>Resolution</i>	215
Werner Hamacher	
Freistätte. Zum Recht auf Forschung und Bildung	217
Emanuel Kapfinger, Thomas Sablowski	
Bildung und Wissenschaft im Kapitalismus	249

New York/Washington/Berkeley

<i>No Business as Usual: A Call for a System-Wide Strike</i>	279
Simon Critchley	
Was ist die institutionalisierte Form des Denkens?	283
Mark Lance	
Intellektuelle(r) sein	297
Judith Butler	
Kritik, Dissens, Disziplinarität	307

[Friedrichshafen]

Dirk Baecker	
Forschung, Lehre und Verwaltung	311

Zürich

<i>Forderungen</i>	335
Christian Hägggi	
Aporien der Gastfreundschaft	
Philosophische Überlegungen zur Besetzung der Universität	339

Frankfurt/Oder

<i>Positionspapiere</i>	349
Anselm Haverkamp	
Promovieren – Das unbegriffene Kapital	
Der Stand der Wissenschaft ist der Stand ihrer Promotionen	367

Berlin

<i>Forderungen</i>	389
Alex Demirović	
Von der bedingten Universität zum emanzipatorischen Wissen	
Für eine demokratische Hochschulreform – jenseits von »Bologna«	393

<i>Textnachweise</i>	407
<i>Die Autorinnen und Autoren</i>	409

Einleitung

»Was soll Universität, was fordern Sie von und für die Universität heute? Was soll, Ihrer Ansicht nach, die Universität tun und was für sie getan werden?« Diese Fragen sandten wir an Wissenschaftler, die diesen Fragen nahestehen oder deren Arbeiten uns interessieren – wir, ein Kollektiv aus Studenten und Studentinnen der Münchner Universität, im Dezember 2009, im Zuge der Studentenproteste. In diesem Band sind die Antworten versammelt, zusammen mit den Antworten, die Studentinnen und Studenten selbst an den jeweiligen Orten ihres Protests gegeben haben. Einleitend folgend hier Stellungnahmen aus der Gruppe der Herausgeber zur Frage des Bandes: Was passiert?

Als ob die Studenten arbeiten würden. Derrida sagte in *Die unbedingte Universität*: »Der Student mag arbeiten, soviel er will – er wird als Arbeiter, zumindest im Französischen: als *travailleur*, nur unter der Bedingung gelten, daß er auf dem Markt ist [...]. Sofern er schlicht und nur studiert, gilt der Student, auch wenn er hart arbeitet, nicht als Arbeiter: als *travailleur*.« Unsere Arbeit, die Arbeit der Studenten und Studentinnen, das Zusammensein in Seminaren und das Alleinsein in der Bibliothek, kann nicht aufgerechnet werden und rechnet sich nicht. Sie ist plan- und ziellos, Vergnügen, Lust und Qual: *Scheinarbeit*.

Nun haben die Studenten gestreikt, in einem Bildungsstreik, der ein Bestreiken der Bildung war. Wir haben unsere Arbeit niedergelegt, was hieß: Wir haben nicht den Ort, die Stätte und den Platz unserer Arbeit, die Universität, verlassen, sondern wir sind in ihn hineingegangen, wir haben ihn besetzt. Wir haben uns Arbeit aufgehalst: das Organisieren von freien Seminaren, das allabendliche Plenum, das Spülen in der Volksküche, die Diskussionen über alles und nichts. Weil es unmöglich ist, dass ein Student seine Arbeit niederlegt, genau deshalb konnten wir es tun: streiken und arbeiten zugleich.

Man kann die Bologna-Reform als Angriff – nicht nur, aber im Besonderen – auf diese Form der Nicht-Arbeit der Studenten sehen. Die Arbeit der Studenten wird auf umfassende Weise verrechenbar gemacht, in Anwesenheitslisten, in ECTS-Punkten, die als Bezahlung für abgearbeitete Zeitstunden vergeben werden. Die Studenten arbeiten, nach der Logik der Bologna-Reform, um die Ressource Bildung anzuhäufen, als Kapital, dass sie für einen Arbeitsplatz qualifiziert. Die Arbeit der Studen-

ten in der Logik der Bologna-Reform ist eine, die nicht in dieser Arbeit selbst aufgeht, sondern in einem Resultat, dass so viel wert ist, dass für es mit Studiengebühren bezahlt werden kann: Arbeitsmarkt-Qualifikation, Arbeitsmarkt-Tauglichkeit. Und all dies letztlich zum Wohle des Standortes Europa, der im globalen Kampf um bedrängte Güter nicht zurückfallen darf. »Förderung der Mobilität«, »arbeitsmarktbezogene Qualifizierung« sind die Ziele der Bologna-Universität, die der »Attraktivität«, »Vitalität« und »Effizienz« des europäischen Hochschulraumes zur »Festigung« und »Bereicherung« Europas angesichts der »Herausforderungen des neuen Jahrtausends« dienen. So steht es in der Bologna-Erklärung vom 19. Juni 1999. Dies heißt auch, eine Gemeinschaft der Studenten und Studentinnen zu korrumpern und diese unter einen Konkurrenz-Imperativ zu stellen: Sei besser als dein Kommilitone, häufe mehr Bildungs-Kapital an, sonst nimmt er dir später die Stelle weg.

Was tun? Wie lässt sich der Streik fortführen, wenn die besetzten Hörsäle geräumt (öffentlich unter massivem Polizeieinsatz wie in Frankfurt/Main, still und leise in den frühen Morgenstunden der Weihnachtsfeiertage wie in München) wurden, wenn die Landtage und Staatskanzleien die Protestbewegung entpolitisieren, verdialogisieren und vereinnahmen, um die Reform der Universität zu reformieren (so wichtig dies auch sein mag)?

Der Streik hat besondere, fragile, zerbrechliche, instabile Formen von Gemeinschaft möglich gemacht, in den besetzten Hörsälen und den Küchen, in den Demonstrationen und Aktionen, in den Gesprächen und Diskussionen innerhalb oder außerhalb der Besetzung. Darum geht es: um Gemeinschaften. Die Universität beginnt dort, wo solche Gemeinschaften möglich werden: in Seminaren, Lektürekreisen, Vorlesungen, in einer Praxis und in einem Tun, in einem gemeinsamen Forschen und Lehren, dass die korrumpten Formen der Gemeinschaft in der Bologna-Universität aussetzt und unterricht. Die Begründung der Universität ist der Streik, die Verpflichtung einer Unbedingtheit und Freiheit gegenüber, die alle Wahrheiten aussetzt und unterricht, um sich zusammen auf die Suche zu begeben.

Dies kann geschehen, wo immer es geschieht, unter allen Bedingungen. Es geschieht, wann immer es geschieht, wenn sich eine Gemeinschaft aus der Sache selbst, dem gemeinsamen Arbeiten, findet. Vielleicht hier, vielleicht morgen.

Adrian Renner

Was passiert: zugleich die äußerlichste Frage, an das Außen, die Fremdbestimmung der Geisteswissenschaften durch Maßnahmen und Maßstäbe von Quantifizierung und Ökonomisierung – zugleich die innerste Frage, wenn, um sich nicht in einer Verteidigungshaltung einzurichten, eine Haltung und eine Praxis entgegengesetzt werden muss, die am konkreten Ort an das Eigene appelliert. Dabei nicht setzt, was als Wissen bestimmt ist, sondern aufruft zum Freiraum der Aushandlung: Handeln also nach Maßgabe dessen, was jeden Einzelnen umtreibt und dem Ort der Universität zutreibt.

Anna Sailer

»Daß etwas getan werden muss und zwar sofort/das wissen wir schon/ daß es aber noch zu früh ist um etwas zu tun/daß es aber zu spät ist um noch etwas zu tun/das wissen wir schon«, dichtet Hans Magnus Enzensberger in seinem »Lied von denen auf die alles zutrifft und die alles schon wissen« Ende der sechziger Jahre. Und er zielt mit diesen Versen direkt in die Mitte des Dilemmas, das zu einem bestimmten Zeitpunkt einer jeden aktuellen und vergangenen (studentischen) Auflehnung auftauchen muss: Ab welchem Moment ist es Zeit, Widerstand zu leisten?

Eine Schwierigkeit, die im Moment der *Handlung*, wenn Hörsäle besetzt, Plena gehalten, Positionen diskutiert werden, immer in den Debatten und in den Köpfen mitgedacht wird und sich nicht aus ihnen vertreiben lässt. Jedes Trotzen gegen ein institutionelles und politisches Außen bringt die innere Uhr des Widerstands zum Ticken: Sind wir zu spät? Oder sollen wir noch abwarten?

Im Herbst 2009 wurde die Universität München besetzt; hätten wir als Studenten nicht schon viel früher Sturm laufen müssen gegen die institutionellen Änderungen, die der Bologna-Prozess in Gang gesetzt hat? Schon allein in dem Wissen, dass sie kommen sollen, kommen werden? Innerhalb der studentischen Reihen selbst wird man kaum eine einhellige Meinung einholen können, wenn die Zeit, »zu der es etwas zu tun gilt«, identifizierbar gemacht werden soll.

Und so schwankt jede Form von Auflehnung zwischen der Gewissheit, *dass etwas getan werden muss und zwar sofort*, und einer strategischen Verunsicherung: Wann ist *sofort*?

War es gestern oder kommt es morgen: Wir wissen es nicht. Und vielleicht liegen alle Spötter und Kritiker falsch, die die Aktionen der Studenten, der Professoren, der Dozierenden als zeitlich verkehrt und

verdreht und verschoben und verspätet empfinden. Vielleicht liegen auch wir falsch, wenn wir uns dem Druck des »richtigen Augenblicks« aussetzen. Die Fahrlässigkeit, die wir begehen könnten, ist nicht temporal; sie liegt einzig und allein darin, die Notwendigkeit zur Ablehnung, Auflehnung und Abwendung dieses auf Effizienz getrimmten Universitätskonzepts zu *erkennen* und *nicht* zu handeln.

Vielleicht ist unser *sofort* ein Konstrukt, das keine Zeit kennt. Ein durchsichtiges oder unsichtbares Gewebe, ein Panzer, der sich über die Universität gelegt hat; in dem Moment, an dem wir uns zu der Notwendigkeit entschlossen haben, sie dem utilitaristischen Zeitgedanken zu entziehen: den Studienzeitbeschränkungen, der ökonomischen Nutzbarmachung, dem temporal-sportlichen Leistungsgedanken. Es gilt, eine Universität zu verhindern, deren Zwecke sich einer Diktatur von Zeitdruck und Effizienz unterstellen wie das Kaninchen in Alices Wunderland. Es ist völlig egal, ob wir zu spät oder zu früh oder morgen oder gestern handeln. Wir handeln. Und dieses Handeln müssen wir jetzt, da wir seine Notwendigkeit erkannt haben, weiterführen. In tausend verschiedenen Formen, an tausend verschiedenen Orten und zu tausend verschiedenen Zeitpunkten, *sofort* und *so fort*.

Anouk Luhn

Natürlich ist die Besetzung eines Hörsaals ein Ausnahmezustand. Sie bedeutet das Extrem des friedlichen studentischen Protests, bei dem die Schwelle zur Gewalt leicht überschritten ist. Sie ist eine Extremsituation für uns, die Studierenden, die es auf sich nehmen, in den Hörsälen zu übernachten, zu diskutieren bis in die frühen Morgenstunden, um zu einer Position zu kommen und dabei gleichzeitig die notwendige Versorgung mit Nahrungsmitteln und allen anderen benötigten Gegenständen zu organisieren. Dazu kommt, dass der inhaltliche Gewinn, der aus einer solchen Besetzung gezogen werden kann, oft gering ist. Die Diskussionen um Positionen sind zäh; je größer die Unterstützung für den Protest, desto kleiner der gemeinsame Nenner. Darunter leidet die Komplexität dessen, was man der politischen Strömung, die Wissen zur effizienteren Ökonomisierung als Verwaltungssache ansieht, entgegensezten kann. Nichtsdestotrotz ist die Besetzung eines Hörsaals ein wichtiges Symbol. Dafür nämlich, dass wir einen Ort benötigen, um studieren, lernen, arbeiten zu können. Einen Ort, der jenseits der Frage der Verwertbarkeit steht, an dem wir nicht in ein schulisches Korsett gezwungen sind, ein Raum, der Platz und Gelegenheit für kritische Betätigung und Utopie

bietet. Zum Beispiel für die Kritik der Universität und den Entwurf einer neuen. Das braucht einen Ort der Ruhe, Einsamkeit und Konzentration. Es ist das Gegenteil dessen, was man in einem besetzten Hörsaal findet – und dennoch ist dessen Vereinnahmung Ausdruck jenes Bedürfnisses. Im Anschluss daran bietet dieser Band für mich die Auseinandersetzung mit dieser Frage in der nötigen Komplexität und ohne den Geist und die Gedanken der Besetzer aus dem Auge zu verlieren. Gleichzeitig ist er ein Beweis der Möglichkeiten, die in jenem Ort stecken und schon dadurch ein wichtiges Zeichen. Ein Zeichen dafür, dass Ruhe, Einsamkeit und Konzentration nicht zu Ausnahmezuständen geraten.

Elias Kreuzmair

Was an den derzeitigen Diskussionen um Reformen an der Universität vor allem überrascht, ist die übergroße ›Wichtigkeit‹, die dem Studium zugemessen wird. Als gäbe es etwas Großes, auf das man hinstrebt und das die Jahre des Studiums zu einem Abschluss bringt. In den von außen vorgenommenen Vereinnahmungsanstrengungen geht es um die Suche nach einer bestmöglichen Ausformung von Fähigkeiten und deren Nutzbarmachung, um die Bestimmung von dem, was zu wissen sei und um beschwörende Versicherungen, dass das, was man an der Universität lerne oder lernen sollte, auf Späteres zuverlässig vorbereite und zur Anwendung gebracht werde. Das meiste, was an der Universität gelehrt wird, wird nicht angewandt werden. Das meiste vergisst sich, sobald man das Buch zugeschlagen hat.

Studieren ist ›Zeitvertreib‹, ein unendliches und sicher auch selbstbezügliches Vorhaben, ist die Beschäftigung mit Text. Dies meist in Einsamkeit und vielleicht auch oft ohne ›Sinn‹. Zumindest wenn man auf der Suche nach dem ist, was einem später mit Sicherheit irgendwo dienen wird.

Es gibt nicht etwas, was man können muss. Wer wird mir sagen, was ich brauchen werde? Die einzige Sicherheit, das zu werden, was man ist, liegt darin, dem nachzugehen, wonach man dürtet.

»Die Arbeit (die Forschungsarbeit)«, so Barthes, »muss dem Begehrn abgewonnen werden.«

Theoretisch ist es möglich, sich viele Semester mit einem Schriftsteller auseinanderzusetzen und nichts zu verstehen oder alles zu vergessen. Dieses Nicht-Verstehen gehört zum Studium. Es gibt kein Äußeres, das einem die Fragen und die Verlorenheit eines Studiums abnehmen könnte. Würde dies scheinbar geschehen – und die derzeitigen Refor-

men spiegeln vor, eine solche Verantwortungsübernahme vorzunehmen –, ist einem nicht geholfen. Denn die Weite, das Unbegrenzte und Chao-tische umgibt einen gleichwohl. Es wäre eine Bestimmung von Außen. Von einem Äußen, das doch kaum daran interessiert sein kann, was persönlich mit einem geschieht.

Zudem kann keine äußere Instanz die Inhalte dessen festlegen, was an der Universität gelehrt werden soll. Es ist nicht kontrollierbar, worauf der Versuch, zu verstehen, hinauslaufen wird. Das würde jede Bewegung zu einem Ende bringen. Das, was wahr sein könnte, ist nicht von vornherein zu definieren, es funktioniert erst nachträglich, »man erkennt gegen ein früheres Wissen«. (Bachelard)

Studieren kann nicht bedeuten, sich etwas Einheitlichem, Identischem auszusetzen, das schon vorhanden ist und sich nicht mehr entzieht. Studieren meint vielmehr, sich in eben dieser Verlorenheit dem Unsicheren auszusetzen und sich gleichsam sehnstüchtig dem Entziehen entgegenzustellen.

Das Studium hat kein festgesetztes Objekt. Es hätte es nur zum Preis einer Aufgabe von Wissenschaft. Wenn es um wissenschaftliche Erkenntnis an der Universität geht, so ist die Universität der Ort der Beschäftigung mit zunächst (und vielleicht noch darüber hinaus) nicht zugänglichen Gegenständen.

Das vergangene Wintersemester stellte eine Unterbrechung im normalen Gang des Studiums dar. Der innere Widerstand gegen universitäre Veränderungen und gegen einen sich hierin manifestierenden Geist – vielleicht einer Angst vor dem Unklassifiziertem – wurde plötzlich ein offener. Obgleich man unter den Protesten das Gefühl hatte, dass sich all dies unmöglich erschöpfen könnte, dass ein derart großes Unbehagen nicht einfach versiegen könnte, löste sich die Besetzung auf. Vielleicht, weil man zu seinem Studium zurückkehren wollte und damit zu dem, wofür man eigentlich dabei war, zu kämpfen. Der Protest konnte nur zu Lasten des eigenen Studiums funktionieren. Und vielleicht auch, weil bald zu spüren war, dass mit einer solch großen Anzahl von Studenten wenig zu erreichen ist. Weil die Vorstellungen zu unterschiedlich sind und weil es trotzdem irgendwo ein Bedürfnis nach Kontrolle und Verantwortungsabnahme gibt.

Das Angebot des Verlags diaphanes, Bände über die *Idee der Universität* herauszugeben, erschien in diesem Zusammenhang als Aussicht, das Interesse für das, worauf wir bestehen wollten – freie geistige Beschäftigung – mit der Möglichkeit, den inneren Widerstand gegen Einschränkungen und Vereinnahmungen auszudrücken, zu verbinden. Nichts war in den ersten Wochen unserer Arbeit so aktuell, so wichtig

und grundlegend wie die Frage nach der Universität.

Dennoch war das, was wir die letzten Monate über taten, alles andere als ein Protest. Wir zogen aus dem besetztem Audimax zurück in die Bibliotheken, wir hörten auf, auf die Straßen zu gehen und neue Studienpläne zu entwickeln.

Gleichwohl waren diese Monate ein Insistieren auf unserer Vorstellung des Studiums: Eines, das fern von »einschränkenden Bedingungen« (Derrida) liegt, sich auf ein Gebiet bezieht, das einem als das Wichtigste erscheint und das sich das Begehr nach etwas sich fortwährend Entziehenden aufrechterhält.

»Damit das Begehr in meine Arbeit einfließt, darf mir diese Arbeit nicht von einer Kollektivität abverlangt werden, die sich meiner Mühe (Mühsal) vergewissern und die Rentabilität der mir zugestandenen Leistungen zu Buche schlagen will, sondern von einer lebendigen Versammlung von Lesern, in der der Wunsch nach dem ›Anderen‹ laut wird (und nicht nach der Einhaltung des ›Gesetzes‹).« (Barthes)

Hanna Sohns

Montag, 9 Uhr. Vor den großen Toren des Centre Universitaire Malesherbes in Paris bildet sich eine Gruppe von Studenten, sie lesen den Zettel, der an dem verschlossenen Tor hängt. Einige schimpfen, warum man denn nie genau wisse, wann es wieder weitergehe und dass doch Abschlussarbeiten geschrieben werden müssten. Sie kommen ins Gespräch darüber, wann und wie man mit welchem Dozenten trotzdem in Kontakt treten kann. Es stellt sich heraus, dass die Lehrenden seit Beginn ihres Streiks nicht etwa schwerer zu erreichen, sondern im Gegenteil viel zugänglicher geworden sind, was an der Sorbonne nicht selbstverständlich ist. Einige Studenten kommen seit ein paar Wochen jeden Montagmorgen hierher, von anderen hört man, dass sie nicht mehr kommen und in Urlaub gefahren sind. Die Gruppe löst sich wieder auf, weitere kommen nach, manch einer dreht schon in Sichtweite des Zettels wieder ab.

Am Hauptgebäude der Sorbonne ist das Security-Personal, das an den Türen normalerweise beim Einlass die Studentenausweise kontrolliert, dafür zuständig, niemanden reinzulassen – auch heute bleiben die Lehrsäle geschlossen. *Paris 4 est en lutte*. Auf dem Platz vor der Sorbonne werden am Brunnen Flyer von vielerlei Gruppierungen mit Positionen verteilt, für 14 Uhr ist eine *manifestation* geplant.

Ein halbes Jahr später passiert Ähnliches in den Gängen der Schellingstraße 3 in München. Unsere Uni brennt. Flyer mit der Ankündigung der nächsten Demonstration gehen von Hand zu Hand. Seminare finden zwar größtenteils statt, aber das Audimax ist seit einigen Wochen besetzt.

Zur *manifestation* an der Place de Pantheon versammeln sich tausende Studenten, Lehrende, Verwaltung- und Bibliotheksangestellte, Schüler und Eltern, um gegen die geplanten Universitätsreformen der französischen Regierung zu protestieren. Es ist strahlendes Frühlingswetter und die Rue Soufflot, an deren Ende das Pantheon thront, wimmelt von Menschen, die meisten ausgerüstet mit Plakaten, Aufklebern und Fahnen.

Auch die Ludwigstraße ist an einem sonnigen Novembertag gut gefüllt. Professoren und Dozenten sieht man hier wenige, weil diese sich auf ihr Streikverbot berufen – einige halten Vorlesungen im besetzten Audimax. Dem Demonstrationszug voran fährt ein Transporter mit Bühne, von dem aus Sprecher der Studentenvertretung und des Bündnisses gegen Studiengebühren die Ökonomisierung der Bildung und die Bachelor/Master-Reform attackieren.

Am Abend werden im Plenum AGs gegründet und in langen, intensiven Diskussionen Positionspapiere entwickelt, wie wenige Monate zuvor in Paris. In der letzten Reihe des Audimax sitzt die AG Technik, deren Mitglieder die Entwicklungen in Blogs und auf Twitter dokumentieren und verbreiten – vernetzt mit allen anderen besetzten Universitäten Europas. Die Volksküche sorgt für Stärkung und jeden Abend kommt eine andere Partei, Gewerkschaft oder Band um ihre Solidarität zu bekunden.

Ein Großteil meines Studienalltags in Paris an der Sorbonne Paris 4 während der Studentenproteste im Frühjahr 2009 und der Besetzung an der LMU München im Herbst 2010 ist geprägt von diesen Eindrücken. Dies gab den Rahmen für die Auseinandersetzung mit der Frage nach der Universität, die für mich in Paris begann, sich während der Besetzung fortsetzte und in der Arbeit an diesen Bänden zum ersten Mal konkret wurde. Eine Auseinandersetzung, die für mich viele Formen hat und haben muss, ob Protest auf der Straße, basisdemokratische Diskussionen im Plenum oder die theoretische Auseinandersetzung mit dem Gegenstand und dem Text.

Jennifer Sréter

Als die Besetzer des Audimax der LMU München auf der Bühne der Münchner Kammerspiele ihr Positionspapier vortragen, ernten sie Applaus. Und nicht nur das Theaterpublikum scheint erleichtert, dass die Studenten wieder demonstrieren. Von Parteien, Gewerkschaften, Künstlern und Intellektuellen werden die Besetzer mit Solidaritätsadressen überhäuft. Dabei ergeht es den Forderungen und Positionspapieren nicht anders als dem Werk Wilhelm von Humboldts – gut finden das die meisten, gelesen aber haben es die wenigsten.

Worum geht es den Studenten? Sicher, man ist gegen die Ökonomisierung der Bildung im Allgemeinen und gegen Studiengebühren im Speziellen. Doch diesen politischen Forderungen ging ein langer Prozess voraus. Noch staunend erlebten wir, wie aus der Kreativität und dem Engagement Einzelner im letzten Winter eine Bewegung erwuchs. Die Plena im besetzten Audimax waren überfüllt, die Diskussionen oft nur durch eine kurze Nachtruhe unterbrochen. Nach den ersten Demonstrationen bringt auch diese Bewegung jene hervor, die Forderungen gegenüber Medien und Politikern artikulieren. Doch jenseits dieser Öffentlichkeit schafft sie auch ihre eigenen Strukturen. So wird derjenige, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die täglich anfallenden Pfandflaschen einzusammeln, bald ebenso unverzichtbar wie die geduldige Redeleitung. All dies geschieht in Selbstorganisation, selbstbestimmt und eigenverantwortlich. Und genau in dieser Gründung eines noch unbegründeten eigenen Anliegens, das in seinen politischen Forderungen selbst noch unscharf ist, liegt die Bedeutung dieses Protests.

Denn ebenso wie es die Aufgabe des Studenten ist, in seinem Studium einen Weg durch eine stets erneut unüberwindbar erscheinende Stofffülle zu finden, so ist es seine Verantwortung, dabei seinem Interesse und Begehrten zu folgen. Getragen von viel Vertrauen: das Vertrauen des Dozenten auf das Interesse des Studenten, der seine Seminare frei wählt, und das Selbstvertrauen der Studierenden. Wenn die bildungspolitischen Reformen die Universität heute schon verändert haben, dann indem sie dieses Vertrauensverhältnis ersetzt haben.

Der Philosophie-Professor Slavoj Žižek erzählt gern und oft die Anekdote, dass er es seinen Studenten zur Aufgabe machte, die Fragestellung ihrer Prüfung selbst zu formulieren. Welch eine Herausforderung! Der Student ist ganz auf sein eigenes Interesse und seine Kreativität zurückgeworfen. Dies ist sicherlich keine beständige Alternative, zeigt jedoch, was in den straffen, auf Kompetenzvermittlung ausgerichteten Studiengängen ausgeschlossen wird. Dem Studenten wird es nicht mehr zugesummt, sich mit seiner persönlichen Überforderung auseinanderzusetzen, stattdessen werden exakte Lehrpläne erstellt, nach denen die Dozenten

vorzugehen haben. Der Student ist nurmehr dafür verantwortlich, das zu lernen, was ihm wöchentlich vorgesetzt wird und darf darauf vertrauen, dass es eine in Wochenstunden genau bemessene Menge ist. Der Dozent dagegen steht nurmehr der Verwaltung gegenüber in der Pflicht, den Stoff einem Lehrplan entsprechend weiterzugeben und abzufragen. Die Atmosphäre des akademischen Vertrauens wurde abgelöst durch ein System des Misstrauens.

Nach Jahren der allen Reformen trotzenden Klage der Wirtschaft um mangelnde »employability« und Aufrufen, wie »Bachelor Welcome!« und »More Bachelors and Masters Welcome!« sind unsere Forderungen daher vor allen politischen Standpunkten die Forderung nach Selbstvertrauen, Eigenverantwortung und Kreativität.

Johannes Kagerer

Die Forderungen der Studenten bleiben unerhört – auch wenn sie von allen Seiten Gehör, ja Zustimmung finden. Dieses Schicksal der Proteste ist dabei vielleicht dem jener Texte verwandt, die von der Aufklärung bis heute über die Universität geschrieben wurden. Es ist beinahe befreindlich, dass sich ein Großteil dieser Texte weitgehend mit einem leisen Ja auf den Lippen lesen lässt. Und dennoch bleiben vielleicht auch diese Texte unerhört.

Die erhobene Stimme für die Freiheit und Unabhängigkeit der Universität, eingeschlossen all jener Tätigkeiten, die diesem Orte eigen sind, brauchte vielleicht noch nie gehört zu werden, um nicht dennoch bereits eine breite Zustimmung zu erfahren. Die Unabhängigkeit der Universität ist dabei stets verbunden mit der Forderung nach der Möglichkeit einer Entwicklung der »Autonomie der Person«. Auch ihr möchte man unmittelbar beipflichten. Denn wer würde bestreiten, dass die Universität der Ort ist, an dem sich ein wichtiger Bestandteil unserer Persönlichkeit bildet?

Und dennoch bleibt die Vorstellung der wesensmäßigen Einheit, die zwischen der Ausbildung der eigenen Persönlichkeit und der Unabhängigkeit der Universität besteht, unerhört – selbst wenn sie auch heute weiterhin ihre Verfechter findet. So erinnert Julian Nida-Rümelin daran, dass sich im humanistischen Denken das Verständnis der Universität aus einer »anthropologischen These« ableitet, derzufolge der Mensch sich »nicht über Wünsche, sondern über Gründe« konstituiert. Die »Autonomie des Menschen« bedeutet nicht bloß zu wissen, sondern die Fähigkeit dieses Wissen nach den Regeln der Vernunft zu begründen,

zwischen guten und schlechten Gründen abzuwägen und all das mittels des Arguments vor anderen darlegen zu können. Zu all dem befähigt ist der Mensch autonom, weil er sich selbst begründen kann, und frei, weil nur die zureichende Begründung einer Äußerung die Wahrheit beanspruchen kann und es somit stets der freien Prüfung und Kritik einer jeden Äußerung bedarf. Die Autonomie des Menschen ist damit im gleichen Zug universal: Nach Nida-Rümelin verlangt daher das humanistische Persönlichkeitsideal eine »Distanzierung vom persönlichen Standpunkt«. Aus diesem Ideal müssten sich ihm zufolge auch heute die zentralen Forderungen für die Universität ableiten: Autonomie der Bildungsinsstitutionen sowie der allgemeine und ungehinderte Zugang zu ihr. Auch bei dieser Lektüre ein unmittelbares Ja auf den Lippen. Denn was sollte daran unerhört sein?

Auch bei Fichte findet sich der Gedanke, dass sich an der Universität ein »eigentümlicher Bestandteil unserer Persönlichkeit« bildet. Im Paragraphen 5 seines *Deduzierten Planes zu einer zu Berlin errichtenden höheren Lehranstalt* bemerkt er, dass das, was die Akademie sein könne, und, falls sie sein soll, sein müsse, am deutlichsten würde, »wenn man die Beziehung der Wissenschaft auf das wirkliche Leben betrachtet.« Und dennoch ist bei Fichte von diesem wirklichen Leben »zunächst nicht die Rede«, weil es der Akademie »fremde Bestandteile« voraussetzt. Es scheint trotzdem wesentlich mit dem Zusammenzuhängen, was die freie Persönlichkeit an der Universität ausmacht: »Man studiert ja nicht, um lebenslänglich und stets dem Examen bereit das Erlernte in Worten von sich zu geben, sondern um dasselbe auf die vor kommenden Fälle des Lebens anzuwenden, und es so in *Werke* zu verwandeln.« Um das Erlernte nicht nur leer von sich zu geben, bedarf es des Wissens um Gründe, um aber dieses begründete Wissen nicht nur vorzulegen, sondern in Werke zu verwandeln, bedarf es eines eigentümlichen Bezugs zum persönlichen Leben. Wenn Fichte das Werk als das Ziel der wissenschaftlichen Tätigkeit ansieht, das Werk, das im Bezug zum persönlichen, der Akademie stets fremden Leben steht, beginnt das nicht jene von Roland Barthes benannte Fiktion ins Wanken zu bringen, »der zufolge die Forschung vorgelegt, aber nicht geschrieben wird«, eine Fiktion, die den Diskurs der Wissenschaftlichkeit streng von dem Diskurs des Begehens oder des Schreibens zu trennen versucht? Hieße das nicht, dass der autonome Mensch, der sich an der Universität heranbildet, nicht nur durch Gründe, sondern auch durch Wünsche, durch ein Begehrten konstituiert ist? Und was wäre daran unerhört?

Die Universität wäre dann der Ort, an dem sich eine eigene, drängende Frage, die Liebe zum Gegenstand, ein Begehrten zu schreiben mit

dem Anspruch auf Öffnung, auf Universalität verbindet. Und das nicht nur als eine zufällige Zusammenkunft, sondern als etwas, was am Ort der Universität als wesentlich miteinander verbunden gedacht werden müsste. Wollte man hieraus die Forderungen für die heutige Universität ableiten, so wäre es die Forderung nach der Möglichkeit, sich dieser persönlichen Leidenschaft, die dennoch mit dem Anspruch auf Allgemeinheit verbunden ist, ohne Einschränkung, ja mit finanzieller Unterstützung von Seiten des Staates, hingeben zu können.

Plötzlich zögere ich, all dem zuzustimmen. Aber vielleicht bedarf es ja dieses Zögerns, um der Forderung nach Freiheit und Unabhängigkeit nicht unmittelbar zuzustimmen, sondern dabei auf etwas Unerhörtes zu stoßen, etwas Unerhörtes, das dem Ort der Universität eigen ist und das ich in seiner Notwendigkeit bekräftigen möchte.

Johannes Kleinbeck

War das Politik? München hat protestiert. Protestiert *um* die Zeit, um die Zeit für das Studium. Die Münchner Studenten haben sich gegen ein in ECTS-getaktetes Studium gewehrt, gegen den Zeitplan, den der Bologna-Prozess bis zum Abschluss in Politik- oder Literaturwissenschaft, in Geschichte oder Physik vorgibt.

Doch München hat auch protestiert *in* der Zeit. In einem bestimmten zeitlichen Rahmen, der sich auf die Zeit von Oktober bis Ende Dezember eingrenzen lässt. Die Besetzung des Audimax wurde – vielleicht notwendig – kurz nach Weihnachten aufgebrochen. Um Punkt 0.00 Uhr am 31. Dezember standen viele Studenten und Interessierte zurück aus den Weihnachtsferien wieder am Geschwister-Scholl-Platz. Allerdings diesmal nicht in, sondern vor der Universität. Die wenigen Hartnäckigen, deren Durchhaltevermögen sie Weihnachten mit einer Minitanne auf dem Rednerpult und ihren Eltern auf den vereinzelten Sitzbänken des zuvor teils überfüllten Audimax hat verbringen lassen, wurden auf Anordnung der Universitätsleitung eingeschlossen. Mit einem Eisengitter waren die Eingänge ins Hauptgebäude verhängt, statt Volksküche gab es eine Versorgungssperre. Von außen kamen weder Lebensmittel noch gutes Zureden mehr rein und von Innen kam nur noch derjenige nach draußen, der dann auch endgültig dort bleiben wollte. Eine Zermürbungstaktik, die zu einem Punkt eingesetzt hat, da die Besetzung in ihrer Reinform schon keinen Bestand mehr hatte.

Dass die »Räumung« des Audimax ein verwerflicher und unbedingt abzulehnender Schritt seitens des Direktorats war, lohnt der Diskussion

nicht. Vielmehr kann man sich fragen, wie es Universität und Kulturministerium schaffen können, die Stimme der Studenten, die über zwei Monate erwachsen war, derart verstummen zu lassen.

Man kann mit dem französischen Philosophen Jacques Rancière den Moment des Politischen als den genauen Übergang einer Aufteilung des Sinnlichen, also eines bestimmten Feldes von Sicht- und Hörbarkeiten, in ein anderes beschreiben. Die, die zuvor in einer definierten Herrschaftsordnung nicht vernommen wurden, verschaffen sich Gehör. Genuin durch Protest. Wir haben lange geschwiegen, wir Studenten, die eine innere Ablehnung gegen die Quantifizierung ihres Studienverlaufs haben. In Wien wurden erste Proteste laut und kurze Zeit später gab es in der und vor der Kunsthakademie Kundgebungen, Positionspapiere wurden entworfen und das Gebäude besetzt. Die Bewegung schwamm über auf den zentralen Raum der Münchner Uni, als der Audimax der LMU besetzt wurde. Ein Plenum wurde eingerichtet, Positionen wurden geschärft, Demonstrationen organisiert und eine Diskussion war losgetreten, die es in dieser Form lange, wenn nicht nie zuvor, gegeben hatte. Im Audimax wurde eine Stimme laut, die dort im Sinne der bestehenden Ordnung fremd, eigentlich nicht existent war. Statt einer Aufteilung in Professoren, die Vorlesungen über Entwicklungspsychologie oder Finanzwissenschaften abhalten und Studenten, die mit Stift und Block auf dem Tisch aufmerksam zuhören, standen wir Studenten selbst am Rednerpult und stellten uns die Frage der Universität. Reflektierten darüber, warum und in welcher Form es nötig wird, unsere Stimme vernehmbar zu machen. Was daraus entstand, war ein Bewusstsein für die Räume und Zeiten, für die Strukturbedingungen der Universität, an und in der wir Studenten uns bewegen. Und vor allem auch ein Bewusstsein für die Möglichkeit der vehementen Kritik, ja Ablehnung dieser Strukturen.

Doch womöglich ist es gerade diese Bewegung entlang gesetzter Strukturen mit Zielrichtung auf eine Neusetzung solcher Strukturen, die für die Studentenproteste verhängnisvoll war. Um sich mit tausenden Schülern und Studenten zur Wehr setzen zu können, schuf man sich unter dem Credo der Basisdemokratie bestimmte Abstimmungsmodi und Diskussionsregeln für das allabendliche Plenum, die den Formen von Demokratie, wie man sie seitens der Regierung, seitens der Bologna-Ausschüsse oder seitens der Dekanate der einzelnen Fakultäten kennt, alles andere als fremd waren. Basisdemokratie: Jede Stimme sollte Gewicht haben, jede Meinung gehört werden, ein jedes Anliegen in die Positionspapiere integriert werden. Ein erhabener, doch leider utopischer Anspruch, der spätestens dann scheitern musste, als die Gegenseite (Ministerien und

Rektorat) konkrete und präzise Thesen und Forderungen verlangten. Eine Stimme war entstanden, die letztlich im allgemeinen Diskurs über die »Reform der Reform« aufgelöst wurde. Die sinnliche Aufteilung, die uns Studenten zuwider war, machte unsere Stimme zu einer von vielen Meinungen, integrierte sie in diffuse Versprechungen und überließ sie der Hoffnung auf bessere Zeiten. Die Reaktion des Plenums war statt Hoffnung Verzweiflung: Basisdemokratische Abstimmungsmodi waren längst dem landläufigen Demokratieverständnis von »Die Mehrheit siegt« anheim gefallen. Wer mit seiner Meinung in der Minderheit war, bekam Redeverbot. Die Diskussionen um das letzte, entscheidende Positionspapier an Unileitung und Kultusministerium endeten statt in einer Debatte in einem lautstarken Streit, der die Bewegung spaltete, und einige so weit trieb, ihren Protest niederzulegen.

Doch genau dieser Moment des Streits muss als für die Politik ausschlaggebend verstanden werden. Einzig in diesem Moment, wenn er auch auf den ersten Blick ernüchtern mag, scheint auf, wie fremd der Besetzungsraum zu seinem Außen ist, wie unvereinbar er sich also zur Universität, wie sie im Moment Bestand haben soll, darstellt. Doch in dieser Aporie gilt es eine Chance zu sehen, eine bestimmte Herrschaftsordnung als etwas immer schon vorläufiges und rein willkürliches Faktum zu begreifen, das sich stetig durch das Moment von Politik, durch die Sicht- und Hörbarmachung bestimmter Stimmen unterbrechen und neu formen lässt. Universität als Politik begreifen, universitären Protest in seiner Widersprüchlichkeit annehmen: Auch wenn dies schwer auszuhalten und vor allem unmöglich zu organisieren scheint, liegt genau darin die Chance, die Vereinnahmung der Universität immer neu abzuwenden.

Regina Karl

Vor der Besetzung des Audimax der LMU München im Herbst 2009 hatte ich mich in keiner Weise als Teil einer Bewegung gefühlt, die sich gegen die schleichende Zersetzung der Universität, wie wir sie kannten, stellte. Und vielleicht war es schlichtweg ein Problem, dass mich diese Veränderungen zuwenig betrafen: Mich würden Studiengebühren nicht vom Studieren abhalten, denn ich studierte ja bereits, und all die anderen guten Gründe, dagegen zu sein, konnte ich auf eine abstrakte Weise sehr gut nachvollziehen und unterstützen, aber es war eben keine, wie man so sagt, Herzensangelegenheit.

Während der Besetzung, und den vielen Diskussionen die sich daraus entsponnen, wurde mir immer klarer, dass meine Haltung einer fetischistischen Spaltung glich: *Je sais bien, mais quand même...* Ich wusste wohl, dass der Druck, der in den neuen Bachelorstudiengängen implementiert wurde, auf permanente Leistungsnachweise hinauslief, der jegliches kreative Querlesen unterbinden würde, aber da der Bachelor, den ich studiert hatte, sehr positiv verlaufen war, glaubte ich es auch gleichzeitig nicht. Stattdessen stellte ich mit Schrecken fest, dass viele Bestandteile der Bolognareform, wie z.B. ECTS-Punkte sammeln, aufgrund eines erfolgreichen ersten Abschlusses für mich nicht negativ besetzt waren. Es war für mich vielmehr so, wie Klaus Neundlinger seine eigenen Erfahrungen beschreibt, nämlich »dass ich bestimmte symbolische Formen der Beurteilung und Messung ›kognitiver Leistungen‹ soweit verinnerlicht hatte, dass ich sie nicht nur rational oder pragmatisch, sondern auch affektiv positiv besetzte.«¹

Die Besetzung des Audimax bedeutete für mich dann in der Tat eine Neubesetzung: Das kollektive Organisieren verwandelte die Universität, sie war kein öffentlicher Raum mehr, durch den man zur nächsten Vorlesung oder in Richtung U-Bahn hetzte, sie war ein Ort an dem man verweilte, kochte, schlief, feierte, den man Tage lang kaum verließ. Der Protest ist etwas Intimes gewesen, etwas das mein Leben, für die Zeit in der er andauerte, völlig bestimmte. Und er hat etwas zurückgelassen, was eine neue Form von Wissen für mich war und ist.

Für mich hat sich also tatsächlich im Laufe dieser besetzten, sich besetzenden Zeit herausgeschält, »dass Wissen sehr viel mit der *Organisation von Erfahrungen* zu tun hat«,² und so ist für mich die Universität eine andere geworden, mein Studium ein anderes, sind die Lern- und Lehrorte anders geworden. Nun ist die Antwort auf die Frage, die so oft rhetorisch während der Proteste skandiert wurde, für mich eine andere geworden.

Wessen Uni?

Vera Kaulbarsch

1 http://www.grundrisse.net/grundrisse12/12klaus_neundlinger.htm.

2 Ebd.